

„Inklusion oder Illusion?“

Tagung des Bundeselternverbands gehörloser Kinder e. V. vom 14. bis 17. Mai 2015

VON YVONNE OPITZ



Fotos: Karen Kuhlmann & Thomas Reinking

334 DZ 100 15

Die diesjährige Tagung des Bundeselternverbands gehörloser Kinder e. V. fand vom 14. bis 17. Mai 2015 in Duderstadt unter dem Motto „Inklusion oder Illusion?“ statt. In diesem Jahr nahmen wieder zahlreiche Familien aus ganz Deutschland an dem Treffen teil. Eltern, Kindern, Großeltern, aber auch Fachleuten wurde die Möglichkeit gegeben, Inklusion zu leben und zu erleben. Alle Vorträge, Workshops etc. wurden in Deutsche Gebärdensprache gedolmetscht, außerdem waren Schriftdolmetscher im Einsatz.

An vier Tagen bot das Programm eine Fülle an informativen Vorträgen und Workshops:

- Lutz Pepping: „Ja zu Inklusion und Förderschule“;
- Dr. Oliver Rien: „Mein hörgeschädigtes Kind in der Förder-/Regelschule – Wie können Eltern Selbstbewusstsein und Identität des Kindes stärken“;
- Cornelia Tsirigotis: „Fit für vielfältige Wege – Familien individuell begleiten“.
- Die Workshops beinhalteten Themen wie „Schule trifft Arbeitswelt“, „Menschen mit Autismus (und Hörschädigung)“ und „Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Hörschädigung auf dem Weg zur Inklusion am Beispiel der Karl-

Luhmann-Heime“. Außerdem gab es Schnupperkurse in Deutscher Gebärdensprache (DGS) und in Lautsprachbegleitenden Gebärden (LBG) für die Eltern, Ausflugsmöglichkeiten (ein Besuch des Grenzlandmuseums) oder einfach freie Zeit, um sich zu erholen.

Auch für eine fachgerechte Kinderbetreuung war wieder gesorgt worden – das Team kümmerte sich während der vier Tage um die Kinder und bot diesen ein altersgerechtes Programm. Alle Betreuer waren gebärdensprachkompetent und hatten sich intensiv auf die Tagung vorbereitet. Dieses Team bildete einen ganz wichtigen Baustein, der viel zum Gelingen der Tagung beigetragen hat.

Zurück zum Thema der Tagung: „Inklusion oder Illusion?“ Vor vier Jahren war es bei der Tagung des Bundeselternverbands bereits um „Inklusion“ gegangen und es war nun an der Zeit, sich ein weiteres Mal mit dem Thema auseinanderzusetzen. Die UN-Behindertenrechtskonvention (BRK) hatte endlich Dinge angestoßen, die in der pädagogischen Landschaft bisher oft ausgeklammert waren: Gemeinsame Beschulung von Behinderten und Nichtbehinderten; Recht auf Hilfen in Form von Dolmetschern, technischen Hilfsmitteln etc. Aktuell wollten wir wissen, was in der Zwischenzeit aus diesen Zielen und Wünschen geworden ist: Wie wurden sie umgesetzt bzw. was wurde überhaupt umgesetzt? Gibt es eine Regelbeschulung für hörgeschädigte Kinder, die ohne Barrieren erfolgt? Müssen die Eltern immer noch für Dolmetschereinsätze oder für eine positive Aufnahme ihrer Kinder an der Schule kämpfen? Sitzen Eltern immer noch vor skeptischen Schulleitern, die das hörgeschädigte Kind aufgrund der ‚Inklusionsverordnung von oben‘ aufnehmen *müssen*, dies aber eigentlich *gar nicht wollen*? Oder sind hörgeschädigte Kinder mittlerweile willkommen und die pädagogische Landschaft hat sich schon so verändert, dass ein respektvolles Miteinander auf Augenhöhe praktiziert wird? Dies galt es auf der Tagung mit den oben genannten Fachleuten und den Eltern in Gesprächen zu beleuchten und ein Fazit zu ziehen.

Im Anschluss möchte ich einen kleinen Ausschnitt aus den fachlichen Inhalten unserer Duderstadt-Tagung vorstellen.

Der Workshop „Inklusion gehörloser Kinder in frühkindlichen



DZ 100 15 335

Bildungseinrichtungen – Anforderungen an eine KITA-Assistenz“ von *Madlen Goppelt* stieß auf großes Interesse und fand entsprechend Resonanz. Hörende Eltern könnten von einer KITA-Assistenz sehr profitieren. Sie könnten ihr Kind in der Regel nicht so selbstverständlich und schnell in die Sprache (DGS) bringen, wie dies bereits mit einer KITA-Assistenz, die DGS-kompetent ist, gelingen könnte. *Madlen Goppelt* hat die Anforderungen an eine solche Assistenz herausgearbeitet, wobei sie auf ihre wissenschaftlichen Arbeiten sowie auf Praxiserfahrungen zurückgriff.

Besonders wichtig für eine erfolgreiche Inklusion sei demnach eine sehr gute Gebärdensprachkompetenz der Assistenz, um bestmöglich zur Teilhabe des Kindes beizutragen

(Übersetzungen, Sprachförderung, DGS-Vermittlung etc.). Eine solche Kompetenz wirke sich nicht nur auf das gehörlose Kind positiv aus, sondern habe auch Einfluss auf die anderen Kinder und die Erzieher. Von besonderer Bedeutung für das gehörlose Kind sind nach *Madlen Goppelt* auch adäquate Visualisierungen. Von solchen Angeboten profitierten wiederum alle Kinder, besonders aber die hörgeschädigten Kinder.

Am Ende des Vortrags kam aus dem Publikum noch die Anregung, man solle sich für ein entsprechendes Berufsbild stark machen. Dabei sollten im erforderlichen Umfang auch (heil-)pädagogische Inhalte berücksichtigt werden. Aus unserer Sicht kann die Wichtigkeit einer guten Assistenz in der frühkindlichen

Bildung nicht genug betont werden. Es ist die Zeit des Spracherwerbs, der im weiteren Leben des Kindes die Basis für eine bessere Teilhabe am gesellschaftlichen Leben bildet. Die Eltern wünschen sich, dass Madlen Goppelts Forschungsergebnisse bzw. ihr Buch¹ weite Verbreitung finden und viele Kinder von einer entsprechenden Förderung profitieren können.

Lutz Pepping erzählte in seinem Vortrag „Ja zu Inklusion und Förderschule“ sehr ausführlich von seinem persönlichen Werdegang, angefangen bei seiner Kindheit bis hin zu seinem Berufseintritt. Zum Teil wurden Brüche und Widersprüche deutlich – einerseits war seine Erziehung lange Zeit über auditiv-verbal ausgerichtet und entsprechende Therapien wurden erst spät abgebrochen, gleichzeitig hatte er aber schon Kontakt zur Gehörlosenwelt durch den Besuch der Dortmunder Realschule für Gehörlose – entsprechende Erfahrungen finden sich häufig in den Biografien von Menschen, die ihre Hörschädigung als solche erst spät für sich annehmen dürfen oder können.

Als Mutter wünscht man sich das Beste für sein Kind und möchte es seinen eigenen Weg gehen lassen – tatsächlich ist es nicht immer das Beste, auf Experten zu hören. *Lutz Peppings* Mutter wollte auch nur das Beste für ihren Sohn, doch dieser Wunsch scheint rückblickend vieles erschwert zu haben. So hatte er als Kind bzw. Jugendlicher bis zu seinem 16. Lebensjahr keine wirkliche Freizeit zur Verfügung, sondern war ständig unterwegs zu irgendwelchen Therapien. Eine dieser Therapien sollte ihn – gemäß dem pädagogischen Ansatz der auditiv-oralen Erziehung – zum Sprechen bringen, damit er in

unserer Gesellschaft als Gehörloser nicht auffällt. Wie man sich gut vorstellen kann, ist solch eine Therapie ein unglaublicher Kraftakt. Entsprechend kam ihm im Erwachsenenalter der Kontakt mit der Deutschen Gebärdensprache wie eine Offenbarung vor. Diese und andere Erfahrungen, von denen er berichtete, sind sehr wertvoll für hörende Eltern, denn sie zeigen, dass sich für hörgeschädigte

anschieben würden, sich nicht nur mit Hörbehinderung auseinanderzusetzen, sondern auch die Gebärdensprache als vollwertige Sprache zuzulassen (sowohl an Förder- als auch – als zweite Fremdsprache – an Regelschulen), die hiermit verbundenen Vorteile zu erkennen und damit die Gehörlosenkultur nicht als behindert, sondern als Gewinn für unsere Gesellschaft zu entdecken.



Kinder durch einen zeitigen Kontakt mit Gebärdensprache viele potenzielle Hürden vermeiden ließen.

Wünschenswert wäre, dass Menschen wie *Lutz Pepping*, die Erfahrungen in der Welt der Hörenden und der Welt der Gehörlosen gesammelt haben, die deutsche Bildungslandschaft

Dr. Oliver Rien machte in seinem Vortrag zum Thema „Mein hörgeschädigtes Kind in der Förder-/Regelschule – Wie können Eltern Selbstbewusstsein und Identität des Kindes stärken“ darauf aufmerksam, dass der UN-Fachausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen

¹ Madlen Goppelt: *Inklusion gehörloser Kinder in frühkindlichen Bildungseinrichtungen – Anforderungen an eine Kindergartenassistenz*. Heidelberg: Median 2015.



DZ 100 15 337

die schleppende Umsetzung der BRK in Deutschland angemahnt und die weiterhin bestehende gesellschaftliche Ausgrenzung von Menschen mit Behinderungen stark kritisiert habe. Eltern müssten für die Rechte ihrer gehörlosen Kinder nach wie vor kämpfen; von Inklusion könne in Deutschland noch keine Rede sein. Stattdessen würden die Kinder als behindert wahrgenommen, Deutschland sei kein behinderten-freundliches Land. Positiv sei laut UN-Fachausschuss allein die Anerkennung der DGS.

Oliver Rien empfahl, für schwerhörige Kinder und Kinder mit einem Cochlea Implantat, die keine DGS be-

nutzen, im Unterricht einen Schriftdolmetscher einzusetzen.

Eine selbstbewusste Identität zeichnet sich seiner Auffassung nach dadurch aus, dass die betreffende Person einen geringeren Leidensdruck hat, ihre Identität anderen gegenüber positiv darstellen und im Alltag frei leben kann. Gehörlose Kinder gehörloser Eltern hätten diesbezüglich einen Vorteil, da die Kommunikation durch Verwendung von DGS gesichert sei und somit Interaktion stattfinden könne. Ein Defizit sei, dass viele Gehörlose nach wie vor im Umgang mit einem Dolmetscher sehr unsicher seien.

Das gehörlose Kind werde von seinen hörenden Eltern häufig nicht als positiv erlebt, was aus einer unzureichenden und einseitigen Kommunikation herrühre. Dies könne dazu führen, dass die Kinder eine Verstecktaktik entwickelten. Träger von Cochlea Implantaten hätten den Wunsch, ‚normal‘ zu sein. Unter diesen Umständen falle ihnen ein selbstbewusstes Erleben der eigenen Hörschädigung entsprechend schwer. Stattdessen sollten sie von sich sagen können: „Ich bin taub, na und?“ oder „So, wie ich mich sehe, bin ich gut“. Leider sei jedoch oft das Gegenteil der Fall: Die Kinder und Jugendlichen

hätten wenig Selbstbewusstsein gegenüber Hörenden und fühlten sich klein.

Oliver Rien führt u. a. an Förderschulen Seminare durch, damit Schüler fitter im Umgang mit ihrer Behinderung werden. Themen sind: das Wissen über sich selbst (Selbstbewusstsein), Stärken und Schwächen, Handlungskompetenz. Er meinte: „Wer fit ist, geht auf die Regelschule.“ Für die gegenwärtige Situation an den Förderschulen gelte stattdessen Folgendes:

- Die Klassen sind heterogen zusammengesetzt;
- die Kinder leben in einem Schonraum, in dem eine einfache Sprache verwendet wird und die Kinder in Watte gepackt werden;
- es findet keine Vorbereitung auf den ‚ungeschützten Raum‘ außerhalb der Förderschule statt – im späteren Arbeitsleben wird aber nur wenig Rücksicht genommen.

Für gehörlose Kinder, die technisch nicht versorgt sind, sei die Situation klarer: Die Kinder sind taub und brauchen DGS. Kinder mit Cochlea Implantat hätten es hingegen schwerer, weil die hörende Umgebung davon ausgeht, dass sie hören können. Wenn Menschen mit einem Hörgerät oder Cochlea Implantat Lautsprache unterscheiden könnten, bedeute das aber nicht automatisch, dass sie auch alles (akustisch) verstehen könnten.

Oliver Rien ging auch auf die Entwicklung personaler Identität ein und hielt fest, dass für das Kind hierbei folgende Punkte wichtig seien:

- Eine positive Haltung der Eltern zu ihrem hörgeschädigten Kind;
- die Frage, wie das Kind das Trauma der Eltern (deren Diagnoseschock) verarbeitet hat;



- die Frage, wie die Eltern den Diagnoseschock verarbeitet haben und wie sie mit ihren eigenen Bedürfnissen umgehen;
- die Frage, wie die Eltern das Kind sehen bzw. wie das Kind sich selbst sieht.

Kurz ging Oliver Rien auch auf die Situation der Geschwister behinderter Kinder ein, die er als „Schattenkinder“ bezeichnete. Er erläuterte in diesem Zusammenhang, dass Kinder die Liebe ihrer Eltern in der Zeit bemessen würden, die die Eltern ih-

nen widmeten. Es könne daher zu Konflikten führen, wenn hier Dinge nicht gut abgesprochen bzw. besprochen würden.

Er zog folgendes Fazit:

- Hörende Eltern möchten, dass ihr Kind hört.
- Eltern sollen ihre Kinder loben.
- Wenn gehörlose Familien feiern, bekommen die gehörlosen Kinder alles mit – auch Unterhaltungen, die sie nicht mitbekommen sollen. Deshalb sollten die Themen mit Vorsicht ausgewählt werden.
- Folgen einer dysfunktionalen Verarbeitung der Behinderung sind: Verstecktaktik, Scheinnormalität, eine „Frag-du-mal“-Haltung, Rückzug.
- Eltern können sich nie sicher sein, dass ihr Kind richtig verstanden hat; sie sollen ihr Kind ermutigen nachzufragen.
- Eltern sollen Erfolgserlebnisse schaffen, sich fragen, welche Bedürfnisse ihr Kind hat und wie sie es dazu bringen können, diese zu äußern. Des Weiteren sollen sie Kontakte zum hörenden Umfeld des Kindes aufbauen (alles, was unbekannt ist, macht dem Kind Angst).
- Kinder sollen lernen, für sich zu sorgen (z.B. das Licht im Raum anzulassen).
- Hörende haben in Bezug auf das Thema „Hörschädigung“ ein Informationsdefizit.

Oliver Rien empfahl, *allen* Kindern mit einer Hörschädigung Zugang zu Gebärdensprache zu ermöglichen und in DGS mit ihnen zu kommunizieren, um Missverständnissen entgegenzuwirken. Die Kinder müssten lernen, mehr Verantwortung für sich selbst zu übernehmen und die Eltern müss-

ten sich dementsprechend fragen, in welchen Bereichen sie ihren Kindern zu viel Verantwortung abnehmen.

Gehörlose Kinder, die eine Regelschule besuchen, bräuchten eine gute Gebärdensprachkompetenz, um dem Dolmetscher folgen zu können. Lehrer seien verpflichtet, die Antworten der Kinder zu wiederholen (im Unterricht schwerhöriger Kinder müssten daher ausreichend Mikrofone vorhanden sein). In der Schule müsse insgesamt für einen angemessenen Nachteilsausgleich gesorgt werden (Gebärdensprachdolmetscher, FM-Anlage usw.). FM-Anlagen würden jedoch häufig aus Schamgefühl nicht eingesetzt – sie sollten aber eingesetzt werden, um für eine möglichst stressfreie Kommunikation zu sorgen. Den Dolmetscher sollten die Kinder als Dienstleister ansehen – wichtig sei, dass die Kinder ein Gefühl für den entsprechenden Umgang mit Dolmetschern entwickelten.

Die Workshops von *Maria Kaminiski* und *Margret Gödecker* „Wie kann Inklusion gelingen – Menschen mit Autismus“ gaben einen Einblick, was es für Eltern bedeutet, ein autistisches Kind zu haben. Was ist Autismus und wo gibt es Anknüpfungspunkte zu Menschen mit Hörschädigung? Welche grundsätzlichen Rahmenbedingungen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Autismus gibt es auf ihrem Weg? Diese Fragen waren eingerahmt durch Praxisbeispiele: Wie die Wohnsituation aussehen kann, die Schulbildung gestaltet werden kann, aber auch, welche Schwierigkeiten hierbei auftreten können.

Auch am Ende dieser Tagung wurde wiederum deutlich, dass unsere

Kinder Individuen sind: Jedes Kind hat seine eigenen Besonderheiten, die mehr oder weniger stark ausgeprägt sind. Man kann sie nicht alle in eine Schublade stecken, versehen mit dem Etikett „hörgeschädigt“. Gratis als Zugabe noch der Leitfaden „Umgang mit dem hörgeschädigten Kind“ – und schon klappt die Inklusion. Nein, so geht es nicht. Vielmehr hat jedes Kind – unabhängig vom Hörstatus, etwaiger Mehrfachbehinderung und dem persönlichen Umfeld – eigene Bedürfnisse, die nicht austauschbar sind. Wir im Bundeselternverband wissen das, die Eltern wissen das, die von uns eingeladenen Fachleute wissen das. Und wir werden nicht müde, die Personen, die noch immer die Augen vor diesem Wissen verschließen, entsprechend aufzuklären.

Zum Schluss möchte ich mich bei Oliver Lührs, Liane Blättel und Susann Harnisch bedanken, die mir ihre Eindrücke von der Tagung in schriftlicher oder mündlicher Form mitgeteilt haben. Diese Eindrücke haben Eingang in den vorliegenden Bericht gefunden.



Yvonne Opitz, Präsidentin
des Bundeselternverbands
gehörloser Kinder e.V.

E-Mail: y.opitz@gehoerlosekinder.de